Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 109 (1983)

Heft: 18

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

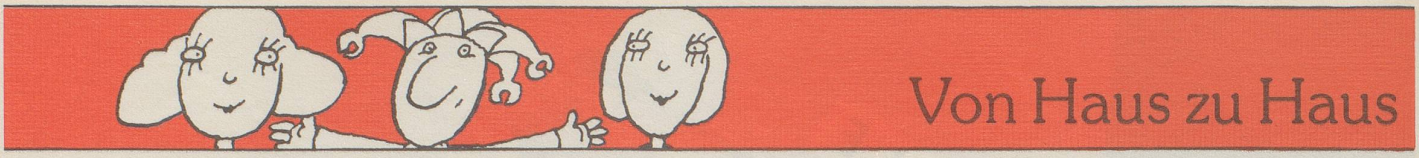
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Erfahrungen

Ich bin dabei, meine Gedanken zu ordnen, mannigfaltige Eindrücke zu verarbeiten.

Denkt da jemand, ich sei in den Ferien gewesen – gar in der Karibik? Nein: Ich war während einiger Zeit im Spital. Dies hat mich innerlich weiter gebracht als die tollste Ferienerinnerung.

Ich war ein winziges Teilchen in der riesigen Maschinerie eines typischen Grossspitals. Ich habe eine Operation über mich ergehen lassen, und drei Tage lang war ich auf ein einziges Zimmer fixiert, allerdings mit schöner Aussicht auf die Stadt und waldige Höhen in der Ferne und mit einem Blick geradeaus an die weisse Zimmerwand. Sie war durch ein grauenhaftes, modernes Bild verunziert: Die Darstellung, eine kahle Glühbirne, könnte ich jetzt noch aufs Papier bannen, obwohl ich von zeichnerischem Talent total verschont wurde!

In den ersten Tagen hatte ich massenhaft Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, da ich, meinem Zustand entsprechend, nicht zu lesen vermochte, obwohl ich ein paar zaghafte Versuche in dieser Hinsicht unternahm. Ich freute mich auf den täglichen Besuch meines Mannes, meiner Tochter und meiner Schulfreundin, die im Spital arbeitet und regelmässig hereinschaute.

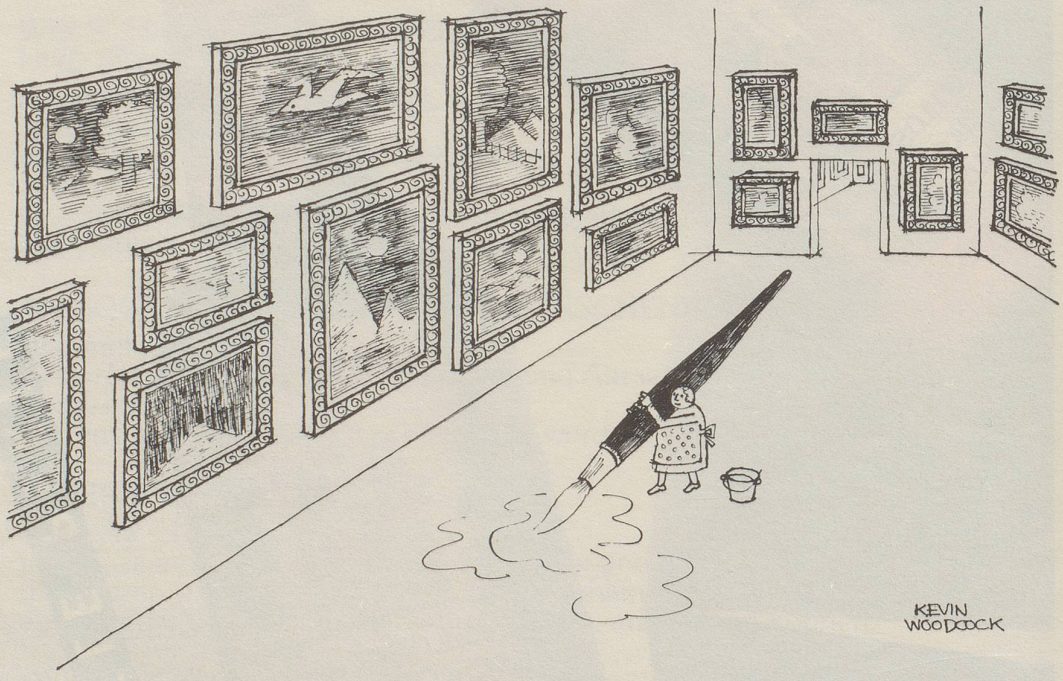
Bald dehnte ich meinen Aktions- und Beobachtungsradius auf mein Stockwerk aus, später bis auf das Spital-Café. Dabei kam ich mit vielen Menschen ins Gespräch. Wie viele Schicksale, wieviel Not, wieviel Einsamkeit kamen mir da entgegen! Menschen, die während Wochen, Monaten aus ihrem Leben gerissen wurden, ohne Aussicht auf baldige Entlassung, teils sehr allein in ihren Nöten, mit ihren Fragen.

Da war der zuckerkranke Mann, der nur ans Essen dachte und doch abnehmen sollte, der heimlich Süssigkeiten naschte und glaubte, damit den Ärzten ein Schnippchen geschlagen zu haben; das junge Mädchen, seit bald zweieinhalb Jahren im Spital, auf den Rollstuhl angewiesen; die alte Frau, die mangels eines Heimplatzes seit über zwei Jahren auf der Abteilung weilte. Und alle, ohne Ausnahme, konnten noch schallend lachen über irgendeinen guten Spruch, Schabernack treiben und einander Streiche spielen; aber wieviel Überwindung, wie viele Enttäuschungen und Tränen steckten hinter dem fröhlichen Äusseren? Ein kräftiger Fluch im Aufenthaltszimmer liess mich ahnen, was für (stille) Kämpfe hier ausgefochten wurden.

Zu meinen Spitalerfahrungen gehört, dass man oft von überlasteten Ärzten spricht, die sich die notwendige Musse für ihre Patienten nicht nehmen, die keine Fragen befriedigend beantworten. Der mich behandelnde Arzt hatte ein voll ausgelastetes Tagesprogramm, das sah ich wohl, doch er gehörte zu den Ausnahmen seiner Gattung: Er war nicht zu fein, meinen Fragen offen, ehrlich, menschlich zu begegnen. Er machte mir nichts vor, als die Heilung nicht planmässig verlief, und ich spürte, dass er sich wie ein Schneekönig über die Genesung freute, die sich dann doch noch einstellte. Er war nicht das sich zu mir herablassende Genie, sondern ein Mitmensch, der mir dank seiner Ausbildung und Intelligenz zu helfen vermochte.

So ist, im ganzen gesehen, mein Aufenthalt im Spital durchaus positiv zu bewerten. Ich fühlte mich dort insofern geborgen, als keiner den andern nach seinem Äussern taxierte, es liefen alle mehr oder weniger im selben Tenü herum: Morgenmantel, Trainer oder Pyjama, das spielte keine Rolle. Wir waren durch eine geheime Komplizenschaft miteinander verbunden: Wir waren alle im gleichen Spittel krank!

Hanni



Begegnung

Meine kleine Schwäche sind grosse Staatsmänner, und das fing schon mit Napoleon an. Ich liebte auch Kennedy, verehrte De Gaulle, bewunderte Sadat, und was es so an Literatur über alle gibt, wird von mir verschlungen. Mich interessiert, weshalb sie so sind und nicht anders, weshalb sie dies oder jenes tun oder taten, und am liebsten sind mir die Schwierigen.

Zum Beispiel war es Breschnew, ihn habe ich geradezu geliebt. Ich weiss, ich weiss, seine Politik war nicht jedermanns Sache. Auch nicht die meine. Aber er war ein interessanter Mann, respektheischend und nicht zu übersehen. Auch nie zu erfassen.

Ich war zweimal in Moskau zu kulturellen Zwecken, und dabei hegte ich die heimliche Hoffnung, den Kremlfürsten zu sehen, wenn auch nur aus weiter Ferne. Serge, unser Reiseführer, zeigte ehrfürchtig auf das Haus des Mächtigen, erzählte mit zitternder Stimme von der wunderschönen «Datscha», die er ausserhalb Moskaus besitze, und bei der Besichtigung des Kremls wies er auf die Tür zu Big Boss' Gemächern. Ach, wie hab' ich da gebangt! Ich lungerte stundenlang im Gelände herum, beobachtete die glänzend schwarzen Limousinen auf dem Parkplatz, wie sie aufgeheizt wurden vor Feierabend, und ganz besonders nahm ich jene unter die Lupe, welche mit Gardinen versehen war. Bestimmt Breschnews Wagen! Nichts entging meinem scharfen Auge – ausser Big Boss!

Vor drei Wochen nahm ich an einer Sibirienreise teil, und als krönender Abschluss wurde in Moskaus Bolschoi eine Ballettaufführung geboten. Wie hatte ich mir die Jahre zuvor schier die Augen ausgeguckt nach Onkel Leonid! Immer vergebens. Diesmal konnte ich die Vorstellung in Ruhe geniessen, Breschnew ist tot, und der «Neue» interessierte mich nicht.

Während der grossen Pause wandelten wir durch des Bolschois heil'ge Hallen, und wer war es wohl, mit dem ich zusammenstiess? Andropow! Ich erkannte ihn sogleich, und mein entsetztes Anstarren zauberte einen winzigen Anflug eines Lächelns in seine Mundwinkel. «Das war Andropow», sagte ich zu meiner Tochter. «O nein, fang bitte nicht wieder damit an!» sagte sie flehend, «der geht auch gar nicht ins Theater am Samstagabend.»

Aber ich täusche mich selten, und vor Beginn des dritten Aktes verneigte sich der Dirigent vor der grossen Loge unten rechts, der «Neue» zeigte sich seinen Untertanen und nahm stolz und gelassen deren gewaltige Ovationen entgegen. Christine stiess mich an: «Klatsch dir bloss nicht die Hände wund, du magst den doch gar nicht!»

Ach, da bin ich nicht mehr so sicher. Schliesslich hat er mir beinahe zugelächelt. Beinahe.

Leni Kessler

Kampf gegen Windmühlen

In grösseren Zeitabständen verwandle ich mich in eine weibliche Don-Quichotte-Figur. – Nur der getreue Helfer Sancho Pansa fehlt mir. Statt zur Lanze greife ich zur Mistgabel (Staubsauger und Kehrichtsack) und presche ... Richtung Kinderzimmer. Mutig, verwegen, kühn stürze ich mich aufs Schlachtfeld. Tausend grössere, kleinere, nützliche (in den Augen der Kinder) und unnütze (in meinen Augen) Dinge flattern und liegen da herum. Mit Hilfe der beiden Chaos-Verursacher werden zuerst gründlich sortiert und an Häufchen oder Haufen gelegt: Klötze, Legoteile, Schreibmaterial, Steine, Büroklammern, Schnüre, Puppenkleider, jämmerliche Überreste von Papiertaschentüchern etc. etc. Dann geht es ans Aufräumen. Das nimmt viel Zeit in Anspruch. Noch keineswegs entmutigt, mache ich mich hinter Schubladen und Schränke ...

Später gleiten meine Blicke über den – wieder sichtbaren! – Fussboden und hinauf, Richtung Fenster. Was ich entdecke, freut mich nicht: schmutzige Scheiben, mit Farbe verschmierte Vorhänge. – Herunter mit dem Zeug! Langsam beginne ich zu schwitzen. Vor meinen Augen wird jedes schwarze Tüpfchen zu einem Fleck.

Inzwischen bin ich allein auf dem Schlachtfeld, arbeite und grüble: Warum ist es so schwierig, Kindern Ordnung beizubringen, wenigstens eine Ahnung von ihr? Langsam geht mir die Energie verloren. Ich packe meine Utensilien, verlasse das Kinderzimmer und schliesse die Tür hinter mir. Der Gedanke, dass in ein paar Tagen, vielleicht in einer Woche, kaum mehr etwas sichtbar ist von meinen Bemühungen, stimmt mich wenig froh. Trotzdem: Irgendwann werde ich den Kampf gegen meine ganz persönlichen Windmühlen wieder aufnehmen.

Lisbeth Vontobel

Schikane

Die junge Angestellte hinter dem Postschalter erkundigt sich nach einem Ausweis. «Einen Ausweis? Wozu?» fragt die etwas resolute Dame mittleren Alters. «Damit ich prüfen kann, ob Sie berechtigt sind, die Zahlungsanweisung einzulösen», erklärt das Fräulein höflich. «Haben Sie vielleicht Ihren Pass oder Ihre Identitätskarte dabei?»

«Das ist ja allerhand, was Sie da von mir verlangen!» empört sich die Dame, die ferienhalber die Post zurückgestellt hat. «Da bin ich eine geschlagene Viertelstunde zum Postamt gegangen und muss mir jetzt so etwas Unverschämtes bieten lassen!»

Kraft ihrer Instruktionen bleibt das Postfräulein beharrlich: «Vorschrift, wissen Sie! Ausserdem sind Sie mir nicht bekannt, obschon ich seit Jahren hier tätig bin.»

«Wetten, dass Sie noch nicht so lange auf diesem Postamt sind wie ich im Quartier?» verteidigt sich die Angegriffene streitlustig. «Zwanzig Jahre! Immer in der gleichen Wohnung und nur eine Viertelstunde von hier – das müssen Sie doch wissen!» wettert sie weiter und schwenkt den gelben Abholzettel hin und her.

«Vorschrift ist Vorschrift», verteidigt sich die Angestellte. Da könnte ja jeder kommen und behaupten, er sei der XY, um sich unrechtmässig Geld zu beschaffen!»

Die Warteschlange vor dem Schalter wird zusehends grösser. Mit gequältem Blick sucht die Bedrängte in den Mienen der Wartenden nach möglicher Schützenhilfe und kramt schliesslich resigniert aus ihrer Handtasche einen Pass, den sie feindselig gegen den Schalter schleudert: «Hier – wenn es unbedingt sein muss!»

«Sie missverstehen mich offensichtlich», sagt die Angestellte, während sie die Seite mit der Passphoto überprüft. «Das ist doch der Pass Ihres Mannes; Ihren eigenen Pass muss ich sehen, wenn wir Ihnen das Geld auszahlen sollen, verstehen Sie?»

«Was – meinen eigenen Pass soll ich Ihnen vorzeigen? Den habe ich doch nicht hier. Wüsste ja nicht, wozu!» erklärt die Dame widerspenstig.

«Wenn Sie die Grenze passieren wollen, zeigen Sie dem Zöllner auch den eigenen Pass und nicht jenen Ihres Gatten», versucht sich das Postfräulein verständlicher zu machen. «Wir sind jetzt nicht an der Grenze!» wehrt sich die Dame, ausser sich vor Zorn. «Überall immer diese Schikanen! Jetzt auch bei der Post! Und überhaupt, was sollen denn Pass, Identitätskarte, Identität ... schon beweisen?»

In Knaurs Lexikon nachzulesen: Übereinstimmung eines Dinges mit sich selbst!

Myrtha Glarner

Mitunterzeichner gesucht!

Endlich sollen auch Fussgänger und Velofahrer dem Nationalstrassenbau ihren längst fälligen Tribut zollen! Wir planen die Einführung einer Fussgänger- und Velovignette zum Preis von 500 Franken pro Jahr; Poschtiwägeli, Dreiradvelos und Seifenkisten werden getrennt besteuert.

Wer in unserer ideal technologisierten Gesellschaft noch den ernsthaften Wunsch verspürt, sich dank seinen Körperkräften fortzubewegen, soll dafür bezahlen! Laut Expertenbericht der Kommission Hochegger wird der wertvolle Asphalt unserer Strassen von den Fussgängern in übertriebenem Masse abgenützt, so dass wir uns gezwungen sehen, die brachliegenden Gelder in den alleinseligmachenden Strassenbau zu stecken. Aufkleber mit den Slogans: «Switzerland – Betonland – Happyland» und «Körperkraft – nein danke» sind gratis zu beziehen bei der Vereinigung SCT (Schwiizer chrampfed für Teer). Sammeln Sie Unterschriften für eine intakte Strassenlandschaft! *Helen G.*

Echo aus dem Leserkreis

Lob der Selbstbedienung

Liebe Ilse

Im Nebelspalter von Anfang März habe ich Ihren Artikel mit dem Loblied auf den kleinen Jeansladen an der Ecke gelesen. Wie Sie da beraten wurden und meist mehr kauften, als Sie wollten, haben Sie farbig beschrieben.

Ich möchte nun einmal ein Loblied auf die Selbstbedienungsläden singen. Schon als Fünfjährige wusste ich im Konsum genau, wo die Mohrenköpfe waren, nämlich präzis in meiner Reichweite. Regelmässig durfte ich mir einen auslesen, selbst nehmen und ins Körbli legen.

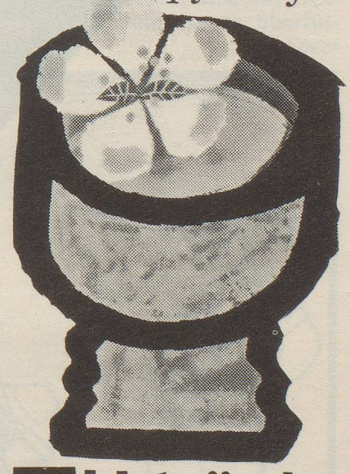
Noch heute liebe ich den Selbstbedienungsladen mit seiner Anonymität. Ich kann gemütlich schauen, berühren, studieren und abwägen, was ich kaufen möchte. Falls ich mich etwas später doch anders entschliesse, kann ich zurückgehen und die ausgewählte Ware wieder an ihren Platz stellen. Noch besser gefällt es mir dort, wo auch Kleider zu haben sind. Ich probiere einige an und stelle mir vor, bei welchen Gelegenheiten ich was tragen könnte. Ich betrachte mich im Spiegel als todschicke Dame oder ausgeflippt und weiss dabei genau, dass meine 20 Franken, die ich bei mir habe, nur für das reichen, was ich brauche.

So anonym ist das Geschäft auch wieder nicht. Egal, wie lange die Schlange an der Kasse ist, ich gehe zu meiner Kassierin und weiss, dass sie froh ist, wenn ich die getippte Ware selbst ins Wägeli lege, oder dass sie dieselbe Schaumtönung braucht wie ich. Für viel Persönliches ist keine Zeit, denn die andern hinter mir haben es eilig und drängen nach, aber zu etwas wenigem reicht es immer.

Übrigens: Ich bin 32 Jahre alt, in der Stadt aufgewachsen und habe halt das Lädeli an der Ecke nur noch schwach in Erinnerung.

Eva von Gunten

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb

bsunders guet